33

Illustriertes Sonntagsblatt

1899

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Waldgeheimnis.

Eine Dorfgeschichte von Arthur Eugen Simson.

(Fortsetzung.)

Endlich kehrte der außerordentliche Botschafter von seiner Mission nach Buchenthal zurück und brachte die günstigsten Nachrichten. — Die Krisis war vorüber, die Genesung sicher.

Der Winterbauer war überglücklich und drückte seinem Gesandten einen Speciesthaler extra in die Hand, die Hanne weinte vor Freuden und berief sich auf ihren Traum, der wirklich ganz so, wie sie angenommen habe, ausgegangen sei.

Als der erste Freudensturm sich gelegt, mußte der Großknecht ausführlich berichten.

„Hast Du das Dienel selber gesehen und mit ihr geredt?“ examinierte der Bauer, der auf dem Sofa lag, während die leidenden, mit Werg und Hanf umwickelten Füße auf einem Schemel ruhten.

„Ei freilich,“ sagte der Knecht, „sie läßt den Vater tausendmal grüßen und auch Hanne und den ganzen Winterhof.“

„Hat sie sich groß verändert?“ fragte hierauf der Winterbauer.

„Du lieber Gott, ja. Sie sieht aus wie ein Gerippel.“

„Wie ein Gerippel!“ rief darauf schluchzend Hanne, deren Thränendrüsen stetiger Arbeit bedurften.

„Wird sich schon wieder 'rausmausern,“ schaltete der Winterbauer ein. „Wenn ich sie nur erst wieder hier hab', sollen die roten Wangen schon wiederkehren.“

„Es muß recht schlimm mit ihr gewesen sein,“ referierte der Knecht weiter. „Denkt Euch, Winterbauer, wen ich in Buchenthal getroffen, den Reiterkarl. Der Polierersfritz hat ihm ein Briefl geschrieben gehabt von wegen der Krankheit des Dienel, und da hat er sie besuchen wollen; aber der Doktor hat's nicht zugegeben, von wegen, daß sie zu sehr erschrecken möcht'. Ja, es muß bald zum Auslöschen gewesen sein.“

Bei dem Namen „Reiterkarl“ hatten sich die buschigen Augenbrauen des Bauers zusammengezogen; indes hörte er die Erzählung ohne Unterbrechung an und brummte nur unverständlich vor sich hin.

„Nun, Gott sei Dank, daß die Gefahr vorüber ist!“ sagte er endlich. „Gehen wir nunmehr zu den Geschäften über. Warst Du, wie ich Dir geheißen, beim Advokat in Buchenthal, der meine Sach' gegen den Seph vertritt?“

„Wie sollt' ich nicht! Das ist ein gar lieber Herr. Ich bracht' mein Anliegen gebührend vor und vergaß nicht, Euren Gruß auszurichten und sagte: Ihr wäret gern selbst gekommen, aber die Unterthanen wolltens nicht zugeben, und da hat er Euch sehr bedauert, daß Ihr mit der Gicht so geplagt seid, und läßt Euch melden, Ihr solltet Euch wegen des Seph keine grauen Haare wachsen lassen, die Sache sei auf dem besten Gange für Euch, und er hoffe Euch binnen kurzem Nachricht geben zu können, daß Ihr vollständig gewonnen. Der Herr Advokat läßt Euch einstweilen recht schön grüßen und wenn Ihr nach Buchenthal kommt, sollt Ihr ihn ja mit besuchen, er möchte den Vater des Dienel gern kennen lernen.“

Der Winterbauer schmunzelte bei diesem Berichte seines außerordentlichen Botschafters und er belobte denselben gebührend, daß er seine Aufträg' so gut besorgt und sich als eine Vertrauensperson erwiesen habe, der man vorkommenden Falles ähnliche Kommissionen wieder in die Hände legen dürfe.

„Ich weiß wohl, was ich an Dir hab'. Und jetzt geh' und stärke Dich mit Speis' und Trank!“

Der Knecht ging und hatte in der Gesindestube einen zweiten, noch ausführlicheren Bericht an Hanne zu erstatten, die sich noch immer nicht darüber trösten konnte, daß ihr Herzensdienel nur noch in Haut und Knochen hänge.

An demselben Tage kam der Weigelbauer, der seinen Nachbar öfter besuchte, seit dieser an der Gicht litt, auf einen Sprung in den Winterhof. Der Vater Sephs war ganz damit einverstanden, daß die Ehe getrennt werde, denn er meinte, eine gezwungene Frau tauge weder an die Stang' noch in die Wildbahn“, und recht eigentlich genommen, könne er es dem Dienel nicht verdenken, wenn es vom Seph, der ihr aufgedrungen worden sei, loswolle. Er kenne jetzt seinen Sohn besser. Bei jedem Besuche wiederholten sich dann die Klagen, daß der Seph durchaus das Gut übergeben haben wolle und ihn damit bis aufs Blut peinige.

„Er weiß doch, was unter uns ausgemacht ist,“ bemerkte dann der Weigelbauer jedesmal, „erst wenn eine junge Hausfrau da ist, übergeb' ich ihm's Gut, eher nicht; er spielt mir ohnehin schon viel zu sehr den Herrn und hab' ich ihm erst 's Gut verschrieben, kann ich mir 'n Fleckl neben der Hundshütt' suchen.“

Der Winter verstrich langsam, sehr langsam.

Das Dienel genas allmählich und erhielt ihre Kräfte, sowie die roten Wänglein wieder; auch hing sie nicht mehr in Haut und Knochen.

Der Reiterkarl, der seit August an der Grenze stand,

Weißwurmbrennen an der Elbe. Originalzeichnung von Karl Storch. (Mit Text.)

hatte bei dem reichlichen Schneefall, der jenen Winter auszeichnete, meist sehr beschwerlichen Dienst. Er war ein ernster, stiller, junger Mann, pflichtgetreu im Dienst, sonst wohlwollend, selten sah man ihn in froher Gesellschaft, er lebte mehr ein träumerisches Innenleben. Er hatte von befreundeter Hand stets die zuverlässigsten Nachrichten über das Dienel, seit ihrer Flucht aus dem Weigelgut. Doch nie gestattete ihm sein Schicklichkeitsgefühl, irgend eine Annäherung zu versuchen. Er liebte das Dienel noch ebenso innig wie früher, und glaubte, sie müsse ihm nicht weniger ihre Liebe bewahrt haben. Weshalb war sie denn eigentlich geflüchtet? Doch wohl aus keinem anderen Grunde, als weil sie den Seph nicht leiden konnte. Nur einmal hatte seine Leidenschaft mit altem Ungestüm die Grenzen taktvoller Zurückhaltung überflutet: als das Dienel erkrankt war. Er nahm Urlaub und eilte nach Buchenthal. Er versuchte, bis an das Krankenbett der Dulderin zu dringen, doch die Vorsicht des Arztes umgab dasselbe mit einer unübersteigbaren Mauer. Einigen Trost gewährte es ihm, daß ihm das Versprechen zu teil ward, das Dienel solle von dem Besuche des Jugendfreundes aus dem Heimatdorfe, als welcher er sich vorgestellt, benachrichtigt werden.

Nachdem das Dienel wieder genesen war, wartete er ab, wie sich alles weiter gestalten werde. Sein Besuch in Buchenthal war gewissermaßen ein Schreiben, das er an das Dienel gerichtet. Sie war ihm die Antwort darauf schuldig, und wie diese auch ausfallen mochte, er verharrte in seinem achtungsvollen Schweigen, die Stunde erwartend, die sein Geschick entscheiden würde. Lange konnte diese Entscheidung ja doch nicht mehr ausbleiben. Das Dienel gewann im Laufe des Winters ihren Prozeß und wurde vom Seph geschieden. Der Winkeladvokat hatte sie weder von Buchenthal noch vom Monde herbeiholen können. — Die Auseinandersetzungen zwischen dem Advokaten und Seph mögen gerade nicht angenehmer Natur gewesen sein. Uebrigens blieb das Dienel bis auf weiteres bei ihren Schutzeltern in Buchenthal.

Endlich kam der Frühling, doppelt freudig vom Winterbauer begrüßt, der, seiner Gicht ledig, rüstig wie ein Jüngling wieder an die Bewirtschaftung seines schönen Gutes ging. Man sah ihn wie früher fast überall gleichzeitig, gleichsam, als wolle er die Sage vom Doppelgänger zur Wahrheit machen. Seit der Scheidung seiner Tochter vom Seph sah man ihn heiteren Gesichts und hin und wider machte er wohl sein Späßchen mit der immer grilliger werdenden Hanne, der er zu verstehen gab, daß er, als ein Mann in seinen besten Jahren, doch nicht länger das Gut ohne Frau lassen könne.

Solche spaßhafte Andeutungen fanden aber in der Regel bei der Hanne eine sehr schlechte Aufnahme und er mußte sich von der Aufgebrachten wohl sagen lassen, er habe zwar schon durch die Verheiratung seiner Tochter seine Meisterschaft in Fehlgriffen dargethan und es sei ihm deshalb alles zuzutrauen, allein sie halte ihn nicht für fähig, einen Schwabenstreich zu begehen, durch den er sich für immer lächerlich mache.

So schien des Friedens Sonne wieder über dem Wintergute zu lächeln, doch auch diesmal war ihr Schein nur von kurzer Dauer.

Es traten Ereignisse ein, die dem Besitzer das Leben wieder ernstlich verbitterten. Eines Tages berichtete einer der Knechte, daß es im oberen Holze tüchtig gebrannt habe.

Der Winterbauer war flugs an Ort und Stelle und da stellte sich heraus, daß der angerichtete Schaden zwar kein großer, der Brand aber angelegt, also von ruchloser Hand veranlaßt war. Das Feuer hatte von dem nassen Untergrunde zu großen Widerstand gefunden, sonst würde es möglicherweise eine gefährliche Ausdehnung gewonnen haben. Aber wer war der Brandstifter? Der Effermuck konnte es diesmal nicht gewesen sein; denn dieser befand sich wohl aufgehoben in der Besserungsanstalt, wo er sich zwar nicht besserte, doch auch keinen Unfug anzurichten vermochte.

Damals schlich viel liederliches, halb zigeunerhaftes Volk in der Umgegend umher, Gesindel, das in den Höfen und Häusern bettelnd einsprach, gelegentlich Diebstähle beging und selbst vor Raubanfällen nicht zurückschreckte. Die Leute gaben ihnen gern, um sie nur los zu werden. Man hatte beobachtet, daß sie rachsüchtig waren. Möglicherweise konnte einmal einer dieser Landstreicher im Wintergute abgewiesen worden sein und hatte sich dafür gerächt.

Der Gendarm war wenigstens dieser Ansicht, und sie klang gar nicht unwahrscheinlich. Die Folge war, daß eine Anzahl Strolche, deren man habhaft werden konnte, in das Gefängnis wanderte; es konnte jedoch keinem die Thäterschaft oder auch nur die Mithilfe an dem Waldfrevel nachgewiesen werden und so blieb die Sache unaufgehellt. — Der Großknecht aber sagte zum Bauer:

„Ich hab' so meine Gedanken von wegen dem Feuer . . ."

„Heraus mit der Sprache!"

„I Gott bewahre! Ich behalt' meine Gedanken für mich. Vielleicht geht der Fuchs uns einmal ins Eisen."

Eine Zeitlang wurde noch von dem rätselhaften Waldbrande gesprochen, dann war alles ruhig davon und bald gehörte auch er, selbst in dem zunächst beteiligten Wintergute, zu den vergessenen Dingen.

Mehr noch als der Waldbrand beschäftigte bald darauf die öffentliche Aufmerksamkeit ein neues Ereignis, das nicht allein dem Winterbauer, sondern auch vielen anderen beträchtlichen Nachteil brachte. Eines Morgens nämlich stand das halbe Dorf unter Wasser, der Winterhof litt am meisten, in der Scheunentenne fing das Gesinde kleinere Karpfen, was an und für sich sehr kurzweilig war, zumal für die Mägde, doch dem Winterbauer keineswegs spaßhaft vorkam. Ein großer Karpfen war im Hofe gestrandet und schlug gewaltig mit dem Schwanze um sich, bis er von der Hanne überwältigt und in den Röhrtrog befördert wurde, um von dort aus gelegentlich seinen letzten Weg nach der Küche anzutreten.

Man glaubte anfänglich, es habe ein Dammbruch stattgefunden; als aber der Sache näher auf den Grund gegangen wurde, zeigte es sich, daß während der Nacht sämtliche Schützen des Winterteiches durch Frevlerhand aufgezogen worden waren, so daß sich die Wassermassen mit unwiderstehlicher Gewalt über Felder, Wiesen und Gehöfte ergießen mußten.

Auf dem Lande erweckt jeder in Wald und Flur verübte Frevel die allgemeinste Entrüstung, ohne Rücksicht auf die betroffene Person. Selbst wenn diese unbeliebt wäre, würde sich ihr doch alle Teilnahme zuwenden. Natürlich! Denn jeder empfindet die Schutzlosigkeit seiner eigenen Habe, sobald es einem ruchlosen Menschen beliebt, die unbewachte Flur zum Schauplatze seines verbrecherischen Treibens zu erwählen.

Der am meisten geschädigte Winterbauer erfuhr diese Teilnahme in reichstem Maße. Man munkelte dies und jenes über den mutmaßlichen Thäter, aber über seine Lippen kam kein Wort.

Nur der Großknecht sagte: „Winterbauer, ich hab' so meine Gedanken von wegen dem . . ."

Wieder wurden die umfassendsten Ermittelungen seitens der Behörde angestellt und auch sonst gab man sich alle Mühe, dem Urheber des Frevels auf die Spur zu kommen; doch blieben alle Nachforschungen ohne Erfolg. — Der Winterbauer ergab sich in sein Schicksal und der Knecht tröstete sich wie früher:

„Vielleicht geht uns der Fuchs doch einmal ins Eisen."

Daß bei beiden Frevelthaten der Winterbauer in seinem Eigentum geschädigt werden sollte, stand jetzt fest und wurde bald durch einen dritten Fall bestätigt, der sich ereignete, während die Untersuchung noch im Gange war. Diesmal hatte sich der Elende die zum Wintergute gehörige Baumpflanzung ausersehen und darin arge Verwüstungen angerichtet, mehrere schwächere Stämmchen umgebrochen, verschiedene stärkere durch Beilhiebe dergestalt beschädigt, daß sie eingehen mußten.

Der Winterbauer hatte die Pflanzung selbst angelegt, die Stämmchen mit eigener Hand veredelt. Sie war sein Steckenpferd, seine Puppe, wie seine Pferde sein Stolz waren. Um so heftiger war sein Zorn und wäre der Urheber in seine Hand gefallen, er hätte ihn erdrosselt, ohne Gewissensbisse zu empfinden.

„Ein Mensch, der sich an einem schutzlosen Baume, der Freude seines Nebenmenschen, vergreift, ist ein Teufel von innen und außen," sagte er. „Der Baum lebt so gut wie der Mensch, und wer einen Baum umbricht, ist ein Mörder in ganz gleichem Sinne, als der Mörder eines Menschen."

Er überlegte den ganzen Tag und die ganze Nacht, wie er wohl so niederträchtigen Angriffen auf sein Eigentum fernerhin einen Riegel vorschieben könne. Er wollte Fuchseisen legen, die er sich leicht vom Förster borgen konnte; dann dachte er an Selbstschüsse und siehe, als er am nächsten Morgen seine Pflanzung besichtigte, fand er wieder eine Anzahl Bäumchen umgebrochen.

Diesmal äußerte er keinen Zorn, keinen Ingrimm. Weder die Hanne, noch das Gesinde wußten, was sie aus ihm machen sollten. Er war ruhig und schien die Sache nicht zu beachten.

Unter den gewöhnlichen Arbeiten kam der Abend heran. Nach dem Essen sagte der Winterbauer zum Großknecht, daß er noch einmal nach den Pferden sehen und dann wieder zu ihm herein kommen solle. — Dies geschah.

„Höre, Christoph," sagte der Bauer, als die beiden Männer allein waren, „die Sach' mit der Baumschul' frißt mir am Leben — ich kann's nicht mehr mit ansehen. Wie wär's Christoph, wenn wir diese Nacht wachten und von heute an jede Nacht wachten, bis wir den miserablen Schuft erwischt haben; denn der kommt gewiß noch das drittemal."

„Am besten wär's so . . . ich sag' immer, der Fuchs geht uns schon einmal ins Eisen."

„Ich kann also auf Dich zählen?"

„Gewiß!"

„Es versteht sich, daß wir nicht unbewaffnet ans Werk gehen. Ich habe meine Doppelflinte mit Schrot geladen und hier ist ein alter Säbel für Dich!"

„Ach, geht mir mit dem Dinge! Mir ist ein tüchtiger Knüppel lieber. Da kann man ganz anders auf einen losdreschen, als mit dem rostigen Eisen."

„Wie es Dir gefällt!“

„Und Ihr wißt, wenn ich einmal zuhau', da setzt's mehr als blaue Flecke.“

„Geniere Dich nicht! Kühle Dein Mütchen nach Belieben, ich helfe Dir mit den Fäusten.“

„Alle Achtung vor Euren Fäusten, dem Kerl soll zu Mute werden, als arbeiteten ein Paar Dreschflegel auf seinem Rücken herum!“

„Jetzt ist's halb zehn Uhr. In einer Stunde halte Dich bereit. Und sage niemand etwas davon, Christoph!“

„Wo denkt Ihr hin!“

„Also in einer Stunde! Abgemacht!“

„Abgemacht!“

Die Expedition ging wirklich vor sich, ohne daß jemand im Winterhofe eine Ahnung davon hatte.

Die Männer nahmen warme Pferdedecken mit und lagerten sich in einer Vertiefung in unmittelbarer Nähe der Baumpflanzung.

Der Bauer hatte frische Zündhütchen aufgesteckt und zur Stärkung, „um den inneren Menschen warm zu halten,“ wie er sagte, ein Fläschchen alten Nordhäuser in die Tasche seines Regenmantels gesteckt. Der Knecht war mit einem riesigen Knüppel bewaffnet.

Kein Wort wurde gesprochen. Zuweilen ließ sich das eigentümliche Geräusch vernehmen, das ein Kork bei dem Herausdrehen aus dem Flaschenhalse verursacht und dies war das Zeichen, daß die Männer nicht vergaßen, „den innern Menschen warm zu halten.“

Was zu vermuten war, trat ein: der Frevler ließ sich diese Nacht nicht blicken. Nachdem er zwei Nächte hintereinander sein unheimliches Werk getrieben, durfte er erwarten, daß die Baumschule nicht ohne Schutz bleiben würde.

Dieses erste Fehlschlagen entmutigte die beiden Verbündeten jedoch keineswegs. Nacht für Nacht ging es hinaus in die Vertiefung, wie der Jäger unermüdlich sich auf den Anstand begiebt, um ein wertvolles Wild zu erlegen.

Es war die fünfte Nacht, welche der Winterbauer und sein Knecht der Entdeckung des Geheimnisses opferten. — Zwölf Uhr war vorüber. Ein feiner, lauer Sprühregen jagte über die Flur, die Blätter an den Zweigen zitterten. — Die Männer nahmen eben eine Herzstärkung.

„Der Kerl scheint Lunte gerochen zu haben,“ flüsterte der Winterbauer seinem Knecht zu.

„Oder er ist sehr vorsichtig,“ antwortete dieser ebenso leise.

„Aber hört Ihr nichts? Mir war's, als wenn am Busch etwas raschelte.“

„Mir war's auch so,“ versetzte der Bauer, geräuschlos sich zum Schuß fertig machend.

Der Knecht, der am Boden gekauert hatte, richtete sich in seiner Pferdedecke in die Höhe. In demselben Augenblicke leuchtete es von dem Punkte, von welchem her das Geräusch gekommen, blitzartig auf, ein Knall folgte und in dem nahen Strauchwerk prasselte es wie feine Schrote. Fast gleichzeitig aber krachte auch die Büchse des Winterbauers durch die Nacht. Dann war alles wieder still. Man lauschte... nichts regte sich, als die vom Wind bewegten Blätter.

Nach einiger Zeit sagte der Winterbauer: „Der Teufel ist mit dem Halunken im Bunde. Also ausspioniert hat er's, daß wir ihm weitere Späße versalzen wollen und damit wir ihn in seinem Vergnügen nicht stören sollen, läßt er uns mit einer Ladung Schrot ein schönes Kompliment sagen und wir möchten uns nicht weiter um ihn bemühen.“

„Ihr seid ihm aber die Antwort auf sein Kompliment nicht schuldig geblieben, er weiß nun, wie wir mit einander stehen. Aber nun wollen wir doch einmal die Baumschule abpatrouillieren, ob wir etwas Verdächtiges entdecken.“

Man durchsuchte die Pflanzung und das daran stoßende Revier, fand aber nichts. Der Winterbauer hatte seinen Schuß aufs Ungewisse abgegeben, nach der Richtung hin, in welcher der Schuß seines Feindes aufgeblitzt war. Daß er gefehlt, war also kein Wunder.

Auf dem Heimwege sagte der Knecht verdrießlich:

„Heute hätten wir's klüger anfangen sollen und dem Schubiak war die Larve abgerissen.“

„Wieso?“

„Ich hätte nur nach dem Schusse einen Umweg machen und mich am Weigelgut postieren sollen, er wär' mir schon entgegengelaufen.“

„Wer?“

„Der Seph.“

„Der Seph! Du hältst ihn für so schlecht?“

„Ich nicht allein, sondern das ganze Dorf sagt's, daß er Euch den Wald angezündet, die Teichschützen aufgezogen und die Baumpflanzung zerstört hat. Ihr wäret der einzige, der's ihm nicht zutraute. Sonst glaubt man, daß er noch schlechterer Streiche fähig wäre. Der kann's Euch net vergessen, daß Ihr ihm Euer Dienel aus den Satanskrallen gerissen. Nehmt Euch in acht, geht nicht allein aus, er lauert Euch einmal auf und schießt Euch nieder wie ein wildes Kaninchen.“

„So!“ versetzte der Winterbauer gedehnt. „Freilich, wer einen wehrlosen Baum mordet, dem kommt's auch auf ein Menschenleben nicht an.“

Seit jener Nacht ging der Bedrohte nicht mehr mit „auf den Anstand,“ wie sie es nannten, sondern überließ dem Großknecht die weiteren Maßregeln. Um so mehr brannte dieser, den geheimnisvollen Frevler der gerechten Strafe zu überliefern, den Seph auf frischer That zu ertappen. Er malte es sich gar so schön aus, wenn er den Buben in seine Gewalt bekäme und ihn abzüchtigen könne nach Gebühr und der Schand überliefern vor allen Leuten. Es geschah übrigens nicht aus Furcht, daß der Bauer persönlich die Jagd auf seinen nächtlichen Feind aufgab; die Nachtwachen hatten ihn erschöpft und durch die Feuchtigkeit war die in ihm schlummernde Gicht wieder aufgerüttelt worden. Er mußte sich Ruhe gönnen, um nicht wieder ernstlich zu erkranken.

Der Knecht setzte die Jagd auf das Menschenwild mit aller Energie fort, er umgab sogar den Seph mit Spionen im eigenen Hause, die ihm meldeten, wenn dieser ausging, und wohin er mutmaßlich seinen Weg genommen.

Mehrere Personen im Weigelhofe waren ins Geheimnis gezogen, sämtlich Leute, die vom Seph brutal behandelt worden waren und demselben eine Tracht Prügel von ganzem Herzen gönnten; aber der Fuchs ging nicht ins Eisen.

Eines Tages konnte der Großknecht sogar seinem Herrn melden, der Seph sei Knall und Fall vom Weigelgute weggezogen. Näheres wisse er vor der Hand noch nicht.

Bald darauf kam der alte Weigel zum Besuch und brachte die Bestätigung der seltsamen Nachricht. — „Nachbar,“ sagte er zum Winterbauer, „Ihr wißt doch, was wir damals von wegen meinem Auszug ausgemacht haben. Gegen Euch allein hab' ich mich verbindlich gemacht, dem Seph das Gut zuschreiben zu lassen, wenn erst das Dienel seine Frau.“

Der Winterbauer nickte bejahend.

„Laßt Euch nun erzählen,“ fuhr der Weigelbauer fort, „was passiert ist. Vorgestern früh schlaf' ich noch, als der Knecht mich weckte und mir einen schönen guten Morgen vom Seph bringt, der mir sagen läßt, daß er nunmehr andere Maßregeln ergreifen müßt', da ich ihm das Gut nicht übergeben wolle, wie doch ausgemacht sei. Vom Knecht erfuhr ich, daß mein Sohn all seine Habe mit sich genommen“

„Ein braver, lieber Sohn!“ bemerkte der Winterbauer sarkastisch.

„Das mocht' noch sein, der Mensch red't manchmal viel im Aerger; aber seht her, wie mein Sohn sein angebliches Recht verfolgt.“ Er zog dabei ein großmächtiges Schreiben aus der Tasche und warf es auf den Tisch.

„Wißt Ihr, was das ist?“

„Wie könnt' ich dies!“

„Ein Schreiben von einem Advokaten ist's, der mir mit Klag' droht, wenn ich dem Seph nicht sofort das Gut übergebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Logisgäste.

Von Jenny Piorkowska. (Nachdruck verboten.)

Soll ich jemand, der mir erzählt, daß er Logisbesuch erwartet, kondolieren oder gratulieren? Nicht wahr, das ist kein freundlicher und ein nichts weniger als gastfreier Ausspruch, der mir von vielen sehr übel vermerkt werden mag; eine Erfahrung diktierte mir die Frage in die Feder; möge dieselbe hier als Beispiel dienen, daß man keineswegs ungastlich zu sein braucht, um sich nicht über jeden Besucher herzinnigst freuen zu können.

Eine Pensionsfreundin meldet sich bei Erna Tröger als Logisgast an.

„Es wäre mir eine große Freude,“ schrieb dieselbe, „Dein Heim, Dein jetziges Leben, das Deinen Briefen nach ja ganz reizend sein muß, einmal näher kennen zu lernen, Dich selbst einmal wiederzusehen. Ob Du Dich sehr verändert hast, seit ich Dir vor beinahe sechs Jahren Kranz und Schleier aus den Haaren löste. — Für das allerliebste Bild Deiner Kinder herzlich Dank — Hans scheint ganz das Ebenbild seines Vaters zu sein, während mir in Lottes blauen Augen und dem leicht gewellten goldblonden Haar die Mutter entgegenzulachen scheint 2c. 2c.“

War Erna Tröger in ihrem einfachen bescheidenen Alltagsleben immer zufrieden und heiter, so erfüllte sie die Aussicht, ihre Freundin Marianne einmal im eigenen Hause willkommen heißen zu dürfen, mit hoher Freude.

Marianne kam. Sie hatte für einen jeden ein herzliches Wort; sie bewunderte alles, nicht zum mindesten das freundliche Gastzimmer, in welchem jedes Bild, jede Blume, jede Kleinigkeit verriet, wie die junge Frau bemüht gewesen, es ihrem Gaste recht traulich und behaglich zu machen.

„Wann steht ihr denn auf?“ fragte der Gast schließlich, als man sich mit warmem Händedruck „Gute Nacht“ wünschte.

„Punkt halb acht Uhr steht das Frühstück auf dem Tisch,“ versetzte Erna unbefangen.

„Halb acht?“ wiederholte Marianne erstaunt, „so zeitig? Zu Hause bin ich vor neun Uhr nicht sichtbar!“

„Später können wir nicht frühstücken, weil Arnold bereits um acht Uhr im Comptoir sein muß. Du aber stehe auf, wie es Dir am bequemsten ist — ich stelle Dir den Kaffee warm.“

Die Freundin machte von diesem Anerbieten den ausgiebigsten Gebrauch, vor halb zehn Uhr erschien sie niemals.

Allerdings war Erna nicht gewöhnt, daß der Frühstückstisch bis um zehn Uhr gedeckt blieb, indes — warum diese kleine Unannehmlichkeit nicht mit in den Kauf nehmen? Es hatte ja auch sein Gutes. Die junge Frau benutzte die Zeit, während Marianne noch schlief, alles Notwendige im Haushalt zu besorgen, denn sobald diese zum Frühstück erschien, fand sie doch keine Zeit mehr dazu. Da hieß es: „Komm, Erna, entziehe mir Deine liebe Gesellschaft nicht — setze Dich zu mir und laß uns beraten, was wir nachher vornehmen wollen. Du bist doch im Hause nicht mehr nötig?! Laß uns vormittags irgend eines der Museen besuchen; nachmittags gehen wir dann in die Stadt und besehen uns die schönen Schaufenster.“

Erna interessierte sich auch für schöne Gemälde, sie sah auch gerne manches Neue, Schöne, was die Schaufenster boten; für gewöhnlich blieb ihr zu derlei Dingen nur keine Zeit, da sie sich selbst stets viel um Haushalt und Küche zu kümmern pflegte. Ausnahmsweise konnte sie ihrem Mädchen ja das Kochen überlassen; freilich mußte sie die Zuthaten zu den Speisen etwas reichlicher berechnen, damit das Essen nicht weniger gut auf den Tisch kam, als sie es in ihrem soliden Haushalt gewöhnt war — das ward ihr allerdings bei der durch ihre einfachen pekuniären Verhältnisse bedingten Sparsamkeit nicht leicht — indes war sie zu rücksichtsvoll, eine viel zu liebenswürdige Wirtin, um nicht aufs bereitwilligste einem jeden Wunsche ihres Gastes nachzukommen.

Marianne hörte gern Musik — Ernas Gatte brachte Billete zum „d'Albert-Abend“ mit heim; sie schwärmte fürs Theater — man amüsierte sich am Sonntag in einem allerliebsten Lustspiel.

„Heute muß ich dafür doppelt fleißig sein,“ meinte Erna am nächsten Morgen, „heute ist Waschtag.“

„Waschtag?! — Puh! welch schrecklicher Gedanke.“

Diese Worte trieben der jungen Frau leichte Röte in die Stirn.

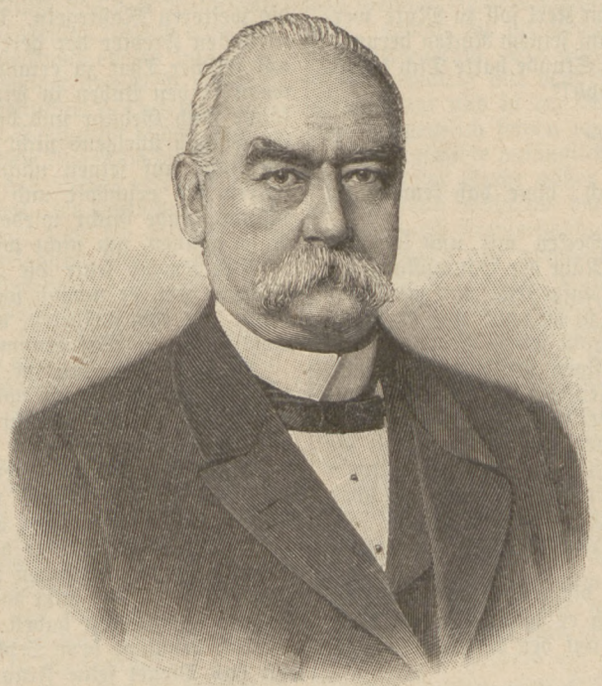
„Ich hätte ihn gerne auf später verlegt,“ erwiderte sie, wie sich entschuldigend, „die Waschfrau war aber bereits vor Deiner Ankunft bestellt und wollte sich nicht auf andere Tage einlassen. Ich hoffe aber, liebe Marianne, es Dir deshalb in meinem Hause nicht ungemütlich zu machen.“

Was that nun diese?

Während Erna noch überlegte, wie es mit der Wäsche einzurichten, um dieselbe in der gewohnten Zeit fertig zu bringen, trat Marianne mit dem Hute auf dem Kopfe ins Zimmer.

„Schnell, Erna, mache Dich fertig! Du bist heute schon fleißig genug gewesen, jetzt kannst Du auf Deinen Lorbeeren auch einmal ausruhen! Ich habe einen Wagen bestellt — er steht bereits vor der Thüre — wir wollen eine schöne Spazierfahrt machen!“

Während es für Erna zu anderer Zeit kein köstlicheres Vergnügen gab, als einmal spazieren zu fahren, ließ sie heute Haus und Arbeit nur mit schwerem Herzen im Stich. — Es waren ja sehr, sehr hübsche Tage, welche die beiden Freundinnen miteinander verbrachten. Marianne trug eine schöne Erinnerung davon mit heim, es ward Erna schwer, der Jugendfreundin auf — wer weiß wie lange — Lebewohl zu sagen; indes blieb ihr keine Zeit, sich



Otto Dambach †. (Mit Text.)

Arbeiten zur Erhaltung der Helgoländer Düne: Herstellung eines Senkstücks. (Mit Text.)

Nach einer photographischen Aufnahme von F. Schensky auf Helgoland.

Versenken eines Senkstücks. (Mit Text.)

dem Abschiedsschmerze lange hinzugeben. Während Mariannes Anwesenheit war so vielerlei im Hause aus der gewohnten Ordnung gekommen, so mancherlei ungeschehen geblieben, daß sie alle Hände voll zu thun hatte, um das Versäumte nachzuholen.

Die reizend gemütlichen Abende, an denen sie fleißig zu nähen und auszubessern pflegte, während ihr Gatte ihr vorlas, wußte sie nach der langen Pause jetzt doppelt zu schätzen. Auch Hans und Lotte waren wieder froher, lustiger, schienen wieder mehr aus sich herauszugehen — so gut Tante Marianne es mit ihnen gemeint, sie mit Pralinees und allerhand hübschem Spielzeug verwöhnt hatte — denn sie war nie aus der Stadt gekommen, ohne ihnen etwas mitzubringen, so hatten die Kinder doch unwissentlich empfunden, daß Mama während des Besuches im Hause sich weniger um sie gekümmert, überhaupt wenig Zeit für ihre Kleinen übrig gehabt hatte.

Auch ein kleiner Schrecken blieb Erna nicht erspart, als sie ihre Wirtschaftsbücher überblickte. Zum erstenmale seit ihrer Verheiratung stellte sich beim Monatsabschluß trotz des Zuschusses, den sie des Gastes halber von ihrem Gatten erhalten, ein kleines Defizit heraus.

Ernas Trost, alles Versäumte, alles Vernachlässigte im nächsten Monat wieder einzuholen, drohte alsbald eine leere Hoffnung zu bleiben.

Kaum vierzehn Tage nach Mariannes Abreise meldete sich ein anderer Gast an. Thekla Schirmer, eine entfernte Verwandte Ernas und dieser ebenfalls eine liebe Freundin. — Vor wenigen Wochen noch hatte sie die wärmste Freude über den zu erwartenden Gast empfunden; die jüngste Erfahrung hatte sie aber doch etwas mißtrauisch gemacht.

Zaghaft fragend sah sie zu dem Gatten auf, als sie ihm Theklas Brief reichte.

Derselbe unterdrückte nur mühsam einen leichten Seufzer.

„Was kann es helfen," entgegnete er, von der Aussicht einer abermaligen Unterbrechung ihres behaglichen Alltagslebens offenbar nicht gerade beglückt, „ohne triftigen Grund kannst Du ihr doch nicht abschreiben, um so weniger, als sie an ihrem ersten Besuch bei uns durch Lottes Erkranken verhindert wurde."

Wieder richtete Erna das Gastzimmer vor, ebenso sorgsam, ebenso schmuck wie zu Mariannes Empfang, aber nicht mit derselben Freudigkeit im Herzen.

„Hätten wir nur erst noch ein paar Wochen in unserer gewohnten Behaglichkeit leben können," dachte sie seufzend.

Thekla kam. — Auch ihre letzte Frage am Abend war nach der Frühstücksstunde.

„Wir müssen Arnolds halber pünktlich halb acht Uhr Kaffee trinken," antwortete Erna, „indes bleibt es ganz Dir überlassen, aufzustehen, wann Du es gewöhnt bist."

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, stellte Thekla sich vom ersten Tage an als ganz selbstverständlich zu der im Hause üblichen Zeit im Frühstückszimmer ein. —

Das Wetter war schön. Es machte ihr Freude, als Erna gleich den ersten Morgen ihres Besuches zu allerhand kleinen Einkäufen

Fertige Senkstückstrecke einer Buhne. (Mit Text.)

benutzte und ihr damit Gelegenheit gab, die ihr noch fremde Stadt, das Leben und Treiben, das besonders in der Mittagsstunde ein sehr reges war, kennen zu lernen.

Als Erna aber auch am zweiten Tage gegen Mittag wieder mit ihr ausgehen wollte, meinte sie halb erstaunt in fast vorwurfsvollem Tone: „Das thust Du doch nur meinethalb? Wenn mein Besuch Dir ein solches Opfer auferlegt, würde ich Dir sehr bald ein lästiger Gast sein — nein, liebe Erna, laß uns zu Hause bleiben und das thun, was Du auch ohne mich thun würdest. Ich helfe Dir, da sind wir schnell fertig und können nachmittags beizeiten zu den Kindern in den Garten gehen."

Erna empfand sehr bald, ein wie viel angenehmerer Gast Thekla im Vergleich zu Marianne war.

Still beobachtend hatte die Cousine sehr bald erkannt, wo Erna ihre Hilfe angenehm war, wo nicht. Auch die schrecklichen Waschtage, wie Marianne sie genannt, mußte sie mit durchmachen. An solchen Tagen pflegte Erna in Haus und Küche besonders thätig zu sein.

Theklas direkte Hilfe, das wußte dieselbe im voraus, hätte sie sicher abgelehnt; dafür wußte diese sich in anderer Weise nützlich zu machen. Sie unternahm mit Hans und Lotte einen weiten, weiten Spaziergang, auf welchem die beiden Kinder sich herrlich amüsierten und glückstrahlend mit großen Sträußen bunter Wiesenblumen zurückkehrten. Damit hatte Thekla nicht nur den Kindern einen großen Festtag bereitet, sie hatte auch Erna die Aufsicht über dieselben abgenommen und ihr dadurch so viel Zeit erspart, daß die Wäsche schneller als sonst fertig war.

Des Abends half Thekla der Freundin beim Ausbessern, während sie der Lektüre aufmerksam zuhörte; hin und wieder zog sie sich auch, während Arnold zu Hause war, in ihr Zimmer zurück, „um einige notwendige Briefe zu schreiben", wie sie sagte, in Wahrheit aber that sie es nur, um die beiden Gatten auch bisweilen allein zu lassen — ihr Gefühl sagte ihr, daß dieselben gewiß auch mancherlei miteinander zu reden hatten, wobei sie als Dritte nur störend gewesen wäre.

Genug, als die Abschiedsstunde schlug, vermochte Erna Thränen der Wehmut nicht zu unterdrücken; Thekla mußte ihr fest versprechen, nächsten Sommer und zwar auf recht, recht lange wiederzukommen — ein Versprechen, das diese nur allzugern gab, denn — „ich fühlte mich vom ersten Tage an, wie zu Hause" — pflegte sie zu sagen, wenn von ihrem Besuche bei der Cousine die Rede war.

So muß und soll es auch immer sein, wenn Gast und Wirt sich auf längere Zeit miteinander wohl fühlen sollen.

Ein jeder wird den Wunsch haben, es dem Gaste in seinem Hause so angenehm als irgend möglich zu machen; er wird ihm mancherlei Vergnügen bieten wollen und auch bieten. Dasselbe darf aber nie über seine pekuniären Verhältnisse gehen und soll mit seiner Thätigkeit und seiner Zeiteinteilung stets in Einklang stehen. Nichts, womit er seinen Gast zu unterhalten bemüht ist, darf ihm irgend welches Opfer kosten.

Ohne daß er es will, wird jeder Gast den Zwang, den sein Wirt sich seinetwegen auferlegt, instinktmäßig durchfühlen, und die Last, die sein Besuch demselben auferlegt, unangnehm empfindend, wird er ebensowenig wagen, wie das Verlangen hegen, dessen Gastfreundschaft auf längere Zeit in Anspruch zu nehmen.

Wer einen gern gesehenen Gast für lange an sein Haus fesseln will, suche es demselben möglichst heimisch zu machen. Dazu gehört in erster Reihe, daß er keine sich selbst lästigen Umstände macht und dadurch dem Gast zeigt, daß er ihn als liebes Familienmitglied betrachtet.

Dagegen hat jeder Gast, will er nicht in Bälde lästig werden, die Pflicht, sich den Bräuchen und Gewohnheiten seiner Wirte anzupassen, da und dort helfend einzugreifen, die Vergnügen, die ihm geboten werden, gern und freudig zu genießen, aber niemals zu beanspruchen. Wer solchen Regeln folgt, wird ein gern gesehener, stets willkommener Gast sein.

Drei Kugeln.

Von Marie Walter. (Nachdruck verb.)

An der Table d'hote eines Hotels in Nizza saßen eines Tages zwei junge Belgier. Sie waren intime Freunde, hatten zusammen das Lyceum besucht und glänzende Examen bestanden. Nun machten sie gemeinschaftlich eine kleine Erholungsreise, um sich alsdann in Brüssel als Advokaten niederzulassen.

Ihnen gegenüber an der Speisetafel saß ein Engländer, der schon seit Jahren Nizza besuchte und der für ebenso reich als excentrisch galt. Bei Tisch sprach er mit niemand, sondern nahm schweigend seine Mahlzeit ein und zwar mit einem so unbeweglichen Gesicht, daß der eine der beiden Belgier Namens Paul Vidoc, eine stets zum Scherzen aufgelegte Natur, beschloß, sein Gegenüber auf irgend eine Weise aus seiner ewigen Ruhe aufzuscheuchen. Sich scheinbar lebhaft mit seinem Freund unterhaltend, drehte er kleine Kugeln aus Brot und schnellte eine derselben zu dem Engländer hinüber. Sie traf diesen an den rechten Arm und blieb auf dem Aermel haften.

Sir Alfred Dennyson, so hieß der Sohn Albions, löste das kleine Geschoß ab und schob es mit größter Gleichgültigkeit, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, in seine Tasche.

Dieses Phlegma reizte Paul zu einem erneuten Angriff. Bereits in der nächsten Minute haftete ein zweites Brotkügelchen an seinem Gegenüber, diesmal hatte es die linke Schulter getroffen.

Doch auch jetzt blieb das Gesicht des Engländers vollkommen unbeweglich, während er die Kugel mit gleicher Ruhe in die Tasche steckte. Dieser unerhörte Gleichmut begann Paul zu ärgern und ohne zu bedenken, welche Beleidigung er dem Fremden mit seinem knabenhaften Scherz zufügte, schnellte er die dritte Brotkugel ab. Sie flog dem Engländer mitten auf die Nase, zum heimlichen Gaudium der Kellner, die das Bombardement des jungen Belgiers beobachteten und kaum das Lachen unterdrücken konnten.

Und abermals löste Alfred, weder ein Zeichen noch einen Laut des Unwillens von sich gebend, die kleine Brotkugel los, sie gleichgültig in seine Tasche schiebend.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die beiden Freunde auf die Terrasse, um dort eine Cigarre zu rauchen. Sie hatten kaum Platz genommen, als der Engländer zu ihnen trat. In fließendem Französisch ersuchte er Paul um eine kurze Unterredung, die dieser ihm auch gewährte, obgleich ihn ein gewisses Unbehagen überkam.

„Sie werden ohne lange Erklärungen begreifen, mein Herr," begann Sir Alfred, „daß Sie mich vorhin gröblich beleidigten. Ich habe daher ein Recht, Genugthuung von Ihnen zu fordern, die Sie mir als Mann von Ehre nicht verweigern werden."

„Gewiß nicht," entgegnete Paul mit höflicher Verbeugung, „ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

„Gut. Also morgen früh um fünf Uhr."

„Und die Bedingungen?"

„Auf Pistolen. Dreißig Schritt Entfernung. Dreimaliger Kugelwechsel. In einer Stunde werden sich meine Sekundanten Ihnen vorstellen. Ich habe die Ehre, mein Herr!"

Er grüßte gemessen und entfernte sich mit der ihm eigenen, steifen Haltung. Etwas bestürzt blieben die beiden Freunde zurück. Eine so ernste Wendung des allerdings losen Scherzes hatten sie nicht erwartet, allein die Sache ließ sich nicht ändern.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand die Begegnung zwischen den Duellanten statt. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolen sorgfältig geprüft und geladen, dann nahmen die beiden Gegner ihre Stellungen ein.

Bevor die Sekundanten das Zeichen gaben, trat Sir Alfred noch einmal vor, zog eine kleine, weiße Brotkugel aus der Tasche und sie Paul zeigend, sagte er scharf: „Vergessen Sie nicht, — damit trafen Sie mich hier." Er ließ das Kügelchen fallen, deutete auf seinen rechten Arm und kehrte auf seinen Platz zurück. In der nächsten Minute krachten zwei Schüsse — Paul schwankte — die Kugel hatte ihm den rechten Arm durchbohrt. Die Wunde war nicht lebensgefährlich, wohl aber sehr schmerzhaft und es vergingen volle vier Wochen, bevor Paul den Arm wieder gebrauchen konnte. Sir Alfred hatte sich täglich nach seinem Befinden erkundigt und sobald er erfahren, daß sein Gegner wieder hergestellt war, suchte er ihn auf.

„Sie werden entschuldigen, mein Herr," redete er den jungen Mann an, „da nun Ihr Arm geheilt ist, gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir die Satisfaktion, die Sie geleistet, noch nicht genügt. Ich habe geduldig Ihre Genesung abgewartet, doch nun möchte ich mein Recht geltend machen und Sie zur Fortsetzung unseres Duelles auffordern."

„Sehr wohl! Ich bin bereit!" entgegnete Paul äußerlich ruhig, obgleich er entrüstet war über die Art und Weise, wie dieser kaltblütige Engländer seine Rache nahm.

Am nächsten Morgen fand ein abermaliger Zweikampf unter den gleichen Bedingungen statt. Wieder zog Sir Alfred vor Beginn eine Brotkugel aus der Tasche, indem er sagte:

„Vergessen Sie nicht — damit trafen Sie mich hier." Er deutete auf seine linke Schulter, dann krachten die Schüsse. Ein Zweig über dem Kopf des Engländers fiel, von Pauls Kugel getroffen, zur Erde, während der junge Belgier mit durchschossener Schulter bewußtlos zusammenbrach. Diesesmal war die Wunde gefährlich.

Man legte Paul einen Verband an, und sobald es sein Zustand gestattete, wurde er zu seiner in Gent verheirateten Schwester gebracht, die in aufopferndster Weise seine Pflege übernahm.

Natürlich verheimlichte man ihr die Ursache seiner Verletzung, die sie einem Unfall zuschrieb. Wochenlang lag Paul in heftigem Fieber: seine kräftige Natur siegte jedoch und nach Verlauf von zwei Monaten war er auf dem Wege der Genesung. Er erholte sich zwar nur langsam, aber da eine Nichte seines Schwagers, ein bildhübsches, junges Mädchen, die zu Besuch bei ihrem Onkel war, ihm täglich Gesellschaft leistete, so verstrich ihm die Zeit wie im

Traum. Annette verstand so reizend zu plaudern, sie war so fürsorgend, so voll Teilnahme, daß sie gar bald sein Herz in Fesseln schlug. Er wagte jedoch nicht, ihr seine Liebe zu gestehen; erst als sie davon sprach, nach Hause zurückkehren zu wollen, verriet er ihr die Gefühle, die ihn beherrschten und war überglücklich, als er erkannte, daß auch sie ihn liebte.

Es wurde beschlossen, möglichst bald Hochzeit zu halten, da Paul sich nach einer geregelten Thätigkeit sehnte, die er in Brüssel zu finden hoffte, wo sein Freund ihn bereits erwartete.

„Ich habe ganz vergessen, Dir etwas mitzuteilen," sagte eines Tages seine Schwester zu ihm. „Seit Du hier bist, hat sich jeden Morgen ein Herr nach Deinem Befinden erkundigt, wollte aber niemals hereinkommen."

„Ein Herr?" fragte Paul, den eine böse Ahnung beschlich. „Weißt Du seinen Namen?" Heißt er etwa Sir Alfred Dennyson?"

„Ja, ja, so heißt er," bestätigte die Schwester.

„Bist Du mit ihm bekannt?"

„Ich habe ihn in Nizza oft gesehen," entgegnete Paul ausweichend. „Wenn er hier ist, muß ich ihn durchaus sprechen. Der Arzt hat mir erlaubt, morgen auszugehen und so soll mein erster Besuch Sir Alfred gelten."

Die Nachricht von der Anwesenheit seines Gegners versetzte Paul in große Aufregung, denn er erkannte sofort, in welcher Gefahr er schwebte. Der rachsüchtige Engländer wollte nur seine Genesung abwarten, um ihn zum drittenmal vor die Pistole zu fordern und dieses drittemal, das fühlte der junge Mann mit unumstößlicher Gewißheit, würde sein zielsicherer Feind ihm erbarmungslos das Leben nehmen. Aber wie es auch ausfallen mochte, er war fest entschlossen, dieser unerträglichen Nachstellung von seiten des Engländers ein Ende zu machen. So begab er sich schon am folgenden Morgen in die Wohnung Sir Alfreds, der sehr erstaunt schien, ihn zu sehen. Ohne Umschweife ging Paul auf sein Ziel los.

„Ich weiß, daß Sie mich noch immer verfolgen," sagte er „und wenn ich Ihnen heute zuvorkomme und mich Ihnen auch das drittemal zur Verfügung stelle, so geschieht es, um mich endlich von Ihnen befreit zu sehen. Nur muß ich Sie bitten, unser Rencontre um einen Monat zu verschieben, d. h. bis nach dem Tage, an welchem ich einem Mädchen, das ich über alles liebe und zum Weibe begehre, meinen Namen gegeben habe."

„Sie wollen heiraten?" fragte der Engländer, zum erstenmal seine gewohnte Gleichgültigkeit ablegend. „O, dann warte ich natürlich, rechne aber darauf, daß Sie mir unter diesen Umständen erlauben werden, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen."

„Gewiß," lautete die förmliche Antwort, „ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verwehren."

Und sich gegenseitig höflich grüßend, trennten sie sich.

Vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Die junge Braut sah entzückend aus und trotz des ihm drohenden Verhängnisses befand sich Paul in glücklichster Stimmung, mit stolzer Freude die Glückwünsche seiner Freunde und Bekannten entgegennehmend.

Der letzte unter den Gratulanten war Sir Alfred Dennyson.

Als er Paul die Hand reichte, drückte er ihm verstohlen eine goldene Kapsel in dieselbe mit den leise gesprochenen Worten:

„Mein Geschenk für Sie!" Dann war er verschwunden.

Sobald Paul sich später einen Augenblick unbemerkt sah, öffnete er die Kapsel. Sie enthielt nichts als eine kleine, vertrocknete — Brotkugel — die dritte. Wie von einer Centnerlast befreit, atmete der junge Mann auf. Dies Geschenk war allerdings für ihn das kostbarste, denn es kündete ihm, daß Sir Alfred auf seine Rache verzichtet, daß er ihn freigegeben hatte. Und diese Versöhnung bedeutete für Paul Leben und Glück. — Noch an demselben Tage hatte der seltsame Engländer die Stadt verlassen und als er drei Jahre später starb, vermachte er Paul eine beträchtliche Summe mit der Erklärung: er hinterlasse sie ihm in Anerkennung seines bewiesenen Mutes, mit dem er ohne Zögern die Folgen eines unbedachtsamen Scherzes auf sich genommen habe.

Weißwurmbrennen an der Elbe. Ein milder Augustabend senkt sich auf das Elbthal oberhalb der Stadt Tetschen nieder. Man erwartet nun eine heilige Ruhe nach den letzten Klängen der Abendglocken, jedoch vergebens. Kommen da auf dem Elbdamme Leute gegangen, die einen schweren Korb und ein Eisengestell tragen. Sie steigen über den Damm hinab, setzen Korb und Gestell ab und gehen an ihre Arbeit, welche wir beobachten wollen. Am Ufer befindet sich eine Aufschüttung von Steinen und Sand, die ein Stück in das Wasser hinüberreicht. In die Mitte dieses Herdes wird nun das Eisengestell gebracht, das sich als Dreifuß mit kesselartigem Oberteil entpuppt, in welchem ein helllohendes Feuer angemacht wird. Das Brennmaterial, Kiefernholz, wird dem Korb entnommen, der auch die Tücher enthält, die auf dem Herd-Viereck um das Feuer herum ausgebreitet werden. Durch die hoch aufflackernde Flamme werden die über dem Wasserspiegel schwärmenden Eintagsfliegen angelockt; in wolkenähnlichen Schwärmen kommen sie heran, durchfliegen in Bogenlinien das Feuer kreuz und quer, verbrennen sich aber dabei die Flügel und fallen auf die aufgebreiteten Tücher, wo sie wie Schnee oder wie die Späne, die bei der Steinnußknopferzeugung abfallen, liegen, mit den Flügelstümpfen zitternd. Um neun Uhr abends ist gewöhnlich die Flugzeit des Weißwurms, wie die Eintagsfliege genannt wird, vorüber. Die Tücher werden sorgsam zusammengenommen, der Korb wird gepackt, nachdem das Feuer erloschen ist. Am nächsten Morgen breitet man die Tücher im Garten auf einem Rasenplatze in der Sonne aus. Die Reste der Flügel dörren nun ab und die Körper werden in einer Mulde durch schwingende Bewegung und Luftzug von ihnen befreit. Die Leiber der Eintagsfliegen sehen wie Roggenkörner aus und werden literweise als Vogelfutter, besonders für Nachtigallen, Schwarzplättchen, Rotkehlchen ꝛc. verkauft. Das Leben dieses Insektes ist merkwürdig. Die Weibchen legen Eier in das Wasser. Die aus den Eiern entstehenden Larven leben unter Steinen im Wasser oder in Uferlöchern und verpuppen sich im Juli. Diese Puppen schwimmen zu tausenden stromabwärts und die Eintagsfliege entsteigt am Abend ihrer Hülle (dem Balge), um ihren ersten und letzten Ausflug zu unternehmen, denn diejenigen, die nicht den Feuertod sterben, enden auf natürliche Weise noch in derselben Nacht. Der materielle Erfolg des Weißwurmbrennens ist nicht sehr bedeutend, da ein Liter mit nur 20 bis 60 Kreuzer bezahlt wird. Früher wurde viel mehr Weißwurm gefangen als jetzt. Da glichen die Elbufer feurigen Ketten, so zahlreich waren die Feuer. J. P.

Otto Dambach. Am 18. Mai d. J. ist der Wirkl. Geh. Rat und Abteilungsdirigent im Reichspostamt, Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses Prof. Dr. Otto Dambach in Berlin, der Verfasser des Reichspostgesetzes vom 28. Oktober 1871, einem schweren Herz- und Nierenleiden erlegen. Das Post- und das Telegraphengesetz, das Gesetz über das Portofreiheitswesen sind seinem Geist entsprungen und haben als unvergängliche Merkmale seiner bedeutsamen Thätigkeit an der großartigen Ausgestaltung unseres Postwesens einen hervorragenden Anteil gehabt. Ebenso hat er an der Ausarbeitung der Gesetze über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, Photographien und Mustern in hervorragender Weise mitgewirkt. — Am 16. Dezember 1831 zu Querfurt geboren, wurde Otto Dambach nach Abschluß seiner Studien 1851 Auskultator, 1853 Referendar und 1856 Gerichtsassessor. Im März 1862 zum Staatsanwalt ernannt, kam er bald darauf als Justitarius zur Oberpost- und Telegraphendirektion in Berlin. Gleichzeitig war er auch Hilfs-Justitarius beim Generalpostamt. In demselben Jahre erfolgte seine dauernde Anstellung in der Postverwaltung unter Ernennung zum Oberpostrat. Nun ging sein Avancement schnell vorwärts. Im Jahre 1865 wurde er Geh. Postrat, 1866 vortragender Rat im Reichspostamt, 1869 Geh. Oberpostrat, 1884 Wirkl. Geh. Oberpostrat, 1892 Dirigent der 1. Abteilung des Reichspostamts und 1896 Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Excellenz. Seit 1873 war er nebenbei außerordentlicher Professor in der juristischen Fakultät der Berliner Universität. Als Bevollmächtigter des Deutschen Reiches hat er 1883 in Paris wesentlich zu dem Zustandekommen der internationalen Vereinbarung zum Schutze der unterseeischen Telegraphenkabel beigetragen. Im Jahre 1884 und 1885 war er als deutscher Kommissar an den Beratungen der Berner Konferenz, betreffend das Projekt einer allgemeinen Litterarkonvention, beteiligt. Ferner war Dambach Vorsitzender des Künstlerischen Sachverständigenvereins, des Photographischen und Gewerblichen Sachverständigenvereins, sowie des Litterarischen und Musikalischen Sachverständigenvereins. Auch als juristischer Schriftsteller hat er sich hervorgethan. Seine Kommentare zum Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reiches, zum Gesetz über das Urheberrecht an Schriftwerken, zum Musterschutzgesetz vom 11. Januar 1876, zum Patentgesetz und zum Deutsch-französischen Litterarvertrag von 1883 fanden die Beachtung weitester Kreise, sein „Telegraphen-Strafrecht" (1874) wurde ins Französische übersetzt. In Holtzendorffs großem „Handbuch des deutschen Strafrechts" bearbeitete er die Abschnitte Nachdruck und Nachbildung; auch an Holtzendorffs „Handbuch des Völkerrechts" war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Die Erhaltung der Helgoländer Düne. Die Nordseetouristen, die nach mehr oder minder glücklich verlaufener Seefahrt die roten Felsen des kleinen Eilands Helgoland aus den Wogen auftauchen sehen, ahnen wohl nicht, daß hier einst ein gewaltiges Felsmassiv von mehreren hundert Metern Höhe sich erhob, das in seiner Grundfläche die jetzige Insel wohl um das Fünfzig- bis Sechzigfache übertraf, wie aus dem geologischen Aufbau des Inselfelsens und in Spuren der ihn umgebenden Klippenreste mit Sicherheit nachzuweisen ist. Wie an den steilen Wänden der jetzigen Insel ersichtlich, gehört das die Insel aufbauende Material den Schichten- oder Sedimentärgesteinen an. Die ursprünglich auf dem Meeresboden durch Abscheidung von Sinkstoffen entstandenen horizontalen Schichten wurden, nachdem sie bereits zu Stein erstarrt waren, durch Einschrumpfung der Erdrinde, die sich dem durch Erkaltung des Erdinneren zusammenziehenden Erdkern anpassen mußte, in Runzeln gefaltet. So ist die Insel Helgoland ein Teil einer solchen Altersrunzel unserer Mutter Erde. Im jahrtausendelangen Kampf gegen die ununterbrochenen Angriffe des Meeres und vielleicht auch der Gletscher der sündflutlichen Eiszeit schmolz die Insel auf den kleinen Rest zusammen, wie wir ihn jetzt sehen. Bei diesem Zerstörungswerk mußten die Abbröckelungsprodukte, durch Strömung und Wellen bewegt, an den vor Stürmen geschützten Seiten der Insel sich ablagern, und so entstanden das Unterland der Insel und die Düne. Unterland und Düne hingen noch Anfang des vorigen Jahrhunderts durch einen Geröllwall, der ebenfalls aus zerstörtem Inselgestein bestand, zusammen. Wall und Düne wurden vor den aus nordwestlicher Richtung hauptsächlich hereinbrechenden Sturmangriffen durch einen in $1\frac{1}{2}$ Kilometer Entfernung von der Düne nordwestlich sich erhebenden hohen Gipsfelsen geschützt. Nachdem jedoch die damaligen Insulaner diesen Felsen größtenteils abgebaut hatten, um das Material zu verkaufen, wurde der letzte Rest durch Sturmfluten zerstört, und Wall und Düne verloren ihren Schutz. Zunächst brach der Wall durch, so daß Insel und Düne getrennt wurden. Die Düne, den Stürmen preisgegeben, wurde kleiner und kleiner. Lange Zeit überließ man sie ihrem Schicksal, bis man ihren wahren

Abgewiesen.

Gattin: „Denke Dir nur, lieber Max, letzt habe ich geträumt, daß ich ins Bad reisen würde."

Gatte (ruhig): „So? Nun, dann träume auch noch, mit wem!"

Wert erkannte und 1826 auf ihr ein Seebad errichtete. Die schwachen Kräfte der Inselgemeinde reichten jedoch nicht aus, um den Kampf mit den Naturgewalten erfolgreich zu führen, und die „praktischen" Engländer hatten keine Veranlassung, viel für die Insel zu thun, da sie ja nichts einbrachte. So war es denn Preußen, dem jetzigen Herrn der Insel, vorbehalten, das lange Versäumte nachzuholen und durch energische Maßregeln die kleine Sandinsel, die neben ihrer Bedeutung als Seebad auch in maritimer Hinsicht als Standort für wichtige Seezeichen, als Station zur Rettung Schiffbrüchiger, als Proviantdepot für Schiffbrüchige u. s. w. von größter Wichtigkeit ist, vor dem sicheren Untergang zu bewahren. Zu dem Zweck wird nach den Plänen des Oberbaudirektors Franzius in Bremen ein Schutzsystem zur Ausführung gebracht, das dazu bestimmt ist, in stürmischen Zeiten die Gewalt der auf die Düne eindringenden Wogen zu brechen, sowie den in ruhigen Zeiten rund um dieselbe leicht bewegten Sand aufzufangen und an den Dünenstrand zu leiten, von wo er, vom Winde erfaßt, der hohen Düne zugeführt wird und diese vergrößert. Das Schutzsystem besteht aus acht strahlenförmig nach allen Seiten sich erstreckenden Buhnen, die wieder durch Querdämme miteinander verbunden sind. Die Buhnen sind bis zu 1100 Meter lang und liegen größtenteils auch bei Ebbewasserstand unter Wasser. — Die Werke bestehen fast ausschließlich aus Faschinen und Steinen. Während nun die über dem Ebbewasserstand liegenden Strecken der Buhnen und der Querdämme in einfacher und billiger Weise durch sogen. Faschinenpackwerk an Ort und Stelle im Trockenen ausgeführt werden können, ist die Zubereitung der unter Wasser liegenden Teile der Werke schwieriger und kostspieliger. Es werden zu dem Zweck, wie aus unserer ersten Abbildung ersichtlich ist, an einer möglichst gleichmäßigen und tiefliegenden Strandstelle sog. Senkstücke hergestellt. Es sind dies mit Draht und Stricken zusammengehaltene Matratzen von je 40 bis 60 Meter Länge, 10 Meter Breite und 70 Centimeter Stärke, bestehend aus einzelnen Faschinenbunden, die in systematischer Weise so übereinandergeschichtet werden, daß ein möglichst fester innerer Verband entsteht. Diese Matratzen werden, wenn sie nach ihrer Fertigstellung bei steigender Flut flott geworden sind, durch einen Dampfer nach ihrem Bestimmungsort geschleppt und dort, wie die zweite Abbildung zeigt, zwischen vier Schiffen, die mit Steinen beladen sind, vertaut. Durch allmähliches Belasten mit dem Steinmaterial der Schiffe werden die Senkstücke dann zum Sinken gebracht und bilden so, auf den Meeresgrund gelegt, feste und widerstandsfähige Körper. In dieser Weise reiht sich ein Senkstück an das andere, bis die gewünschte Länge der Buhne erreicht ist. Auf der dritten Abbildung ist ein Teil einer fertigen Buhne dargestellt, deren Senkstückstrecke mit ihrer Oberfläche bei niedrigem Ebbewasserstand aus dem Wasser ragt

Allerlei.

Größenwahn. Privatdozent: „Zum Kuckuck, da hab ich meinen Schirm im Kolleg stehen lassen." — Junge Frau: „Sieh' mal an! . . . Du hältst Dich wohl schon für einen Professor?"

Mehr als eine. „Was würden Sie, wenn Ihnen eine gütige Fee die Wahl ließe, vorziehen: Reichtum oder eine schöne Frau?" — „Natürlich Reichtum — die schöne Frau würde sich dann schon finden."

Luxus. Graf von Carlisle, Gesandter des Königs von England, Jakob I., erregte bei seinem Einzuge in Paris allgemeines Erstaunen. Der Hufbeschlag seines Reitpferdes war von Silber, und so lose befestigt, daß das Pferd bei jedem Seitensprunge ein oder zwei Stücke verlor, welche dem Volke zu teil wurden; ihm folgte ein Hufschmied mit einem Vorrat von dergleichen Beschlägen versehen, welcher, sobald eins abgeworfen wurde, sogleich ein neues unterlegte.

Ein alter Theaterzettel. Ein auf der Rathausbibliothek zu Nürnberg aufbewahrter Theaterzettel von 1650 lautet folgendermaßen: „Zv wissen sei Jedermann, daß allhier ankommen eine ganz neve Compagnie Comoedianten, so niemalen Zuvor hier Zv Land gesehen, mit einem sehr lustigen Pickelhering, welche täglich agiren werden schöne Comoedien, Tragoedien, Pastorellen und Historien, vermengt mit lieblichen und lustigen interludien, vnd zwar heut Montags werden sie agiren. Das Friedwünschende vnd mit Fried befehligte Deutschland, Eine sehr herrliche Malerei von dem vollberühmten Herrn Johann Risten gesetzet vnd Zum erstenmal in Hamburg dem Autor zu großen Ehren und den Zusehern Zu höchster Ergetzlichkeit auff dem Schawplatze praesentiret, sie hält in sich verblümter Weise den ganzen deutschen Krieg. Ist hier von keinen Comoedianten Zuvor gesehen. Nach der Comoedie soll praesentirt werden ein schön Ballet vnd lächerliches Possenspiel. Mittwochs den 21. Aprilis werden sie praesentiren eine sehr lustige Comoedie, genannt Die Liebes Süßigkeit verändert sich in Tode Bitterkeit. Nach der Comoedie soll praesentirt werden ein schön Ballet und lächerliches Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich nach Mittags Glock zwei einstellen im Fechthauß, allda vmb die bestimbte Zeit praecise soll angefangen werden." St.

Gemeinnütziges

Für Legehennen ist ganz speziell Braumalz und Nesselsamen, wie im Sommer ganz besonders behackte grüne Nesseln, Hanf und Hanfsamen in lauem Wasser zu empfehlen.

Schützet die Kröten! Kein Tier wird vielleicht wegen vermeintlicher Schädlichkeit so allgemein gehaßt oder des widerwärtigen Aussehens halber so sehr verabscheut, wie die Kröte. Dies aber mit großem Unrecht. Es giebt wenig Tiere, die so unschädlich für die Pflanzenwelt sein könnten oder wirksamer gegen die Feinde der letzteren, als gerade die Kröten. Ja harmlos und durchaus ungefährlich; dagegen durch Vertilgung von Insekten, Würmern und Schnecken überaus nützlich sind die Kröten. In neuerer Zeit sieht man den Nutzen dieser sonst so verachteten Tiere für die Land- und namentlich für die Gartenwirtschaft immer mehr ein und setzt sie deshalb auch in Treibhäuser und Gemüsegärten, um die Pflanzen am besten vor Schneckenfraß und derlei zu sichern.

Der Löwenzahn in den Wiesen. Vielfach werden Mittel gesucht, um den Löwenzahn aus den Wiesen zu vertreiben. Dies veranlaßt zu der Frage: Ist denn Löwenzahn (Saublume) wirklich ein solches Unkraut, daß man es überall ausrotten soll? Es sei zugegeben, daß besagte Pflanze in solchen Wiesen, deren Gras man zur Heugewinnung benutzen will, nicht am Platze ist, da sie nur eine kleine Heumenge liefert. Allein da, wo man grasen, also das Gras grün füttern will, verhält sich die Sache anders. In manchen Gegenden hält man eine Mischung, die vorwiegend aus Löwenzahn und weißblühendem Klee (Steinklee) besteht und recht dicht ist, für das beste Milchfutter. Kein Kunstwiesenfutter, und mag die Samenmischung noch so vorschriftsmäßig hergestellt sein, vermag das gleiche Milchquantum zu liefern, wie oben besagte zwei Futterpflanzen. Für die Güte des Löwenzahns spricht auch noch der Umstand, daß er nur auf gutgründigen und fetten Böden üppig wächst und die gehörige Dichtigkeit erlangt. Wer ihn vertreiben oder nicht aufkommen lassen will, der soll eine Wiese nie mit Jauche düngen.

Diamanträtsel.

```
                A
              A A A
            A A B C C
          C C C D D D D
        D D E E E E E E E
      E E E E E E F F F G
    G G H H H I I I I L L L L
  L M M M M N N N N N N N
    O O O O O P R R R
      R R R R S S S S
        S S S T U
          V V W
            Y
```

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß folgende Bezeichnungen entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Ein Vorgebirge. 3) Ein Komponist. 4) Eine Stadt in England. 5) Eine Stadt in England. 6) Eine Station der Schwarzwaldbahn. 7) Ein hoher Offizier. 8) Ein französ. Departement. 9) Ein weiblicher Name. 10) Sommerresidenz der Königin von England. 11) Ein landwirtschaftliches Gerät. 12) Eine englische Schriftstellerin. 13) Ein Konsonant.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe ein deutsches Kavallerieregiment.

Paul Klein.

Rätsel.

Das hehrste bin ich wohl auf Erden,
Durch mich nur kannst du selig werden.
Nimmst du das erste Zeichen mir,
Geb' ich im Sommer Schatten dir.

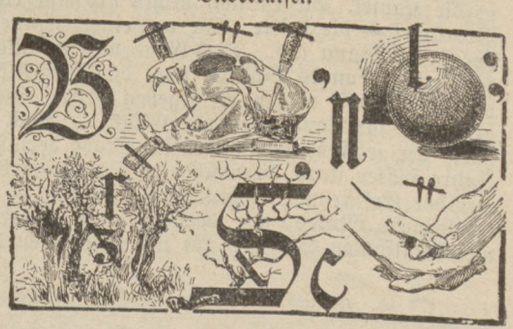
Julius Falck.

Logogriph.

Mit **S** bin ich ein Ruheort,
Mit **F** nenn ich ein hartes Wort.
Nimm dich vor mir mit **N** in acht,
Mit **K** ist's aus Metall gemacht.

J. F.

Bilderrätsel.



Auflösung.

W	A	L
A	B	O
L	O	B

Homonym.

Mordend und raubend verheerte er Deutschlands blühende Auen;
Auf katalaunischem Feld wurd' er vom Schicksal ereilt.
Aber auch heute noch ist er zu seh'n bei jedem Husaren;
Seine gefällige Form macht ihn den Mädchen so lieb.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Wette, Cette, Kette. — Des Arithmogriphs: Senegal, Preller, Arras, Raspel, Glaser, Elsaß, Lesseps, Neapel. — Spargeln.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.